

Zu Beethovens 150. Geburtstag

Autor(en): **Reitz, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): - **(1920)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-989051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ZU BEETHOVENS 150. GEBURTSTAG.

(16. Dezember 1920)

Von Walter Reitz.

Im Sommer des Jahres 1826 zog Ludwig van Beethoven, der gewaltige Tondichter, von Wien nach dem Landschloss Gneixendorf bei Krems, das seinem reich gewordenen Apotheker-Bruder Johann gehörte. Tagaus tagein, ob es regnete und stürmte oder ob die Sonne brannte, streifte der damals 56-jährige Komponist, der sich scherzhaft selber „Generalissimus in Donner und Blitz“ nannte, in Wald und Flur umher, in Gedanken immerfort mit neuen grossen Werken beschäftigt. Den breitkrämpigen Hut, der von Staub und Regen verunstaltet war, schob er dann meist in den Nacken, damit der Wind die hohe Stirn umwehen könne. Struppig hingen ihm die dichten, grauen Haare über den verschabten Rockkragen herunter. Die Flügel seines blauen Frackes mit den Messingknöpfen flatterten beim Gehen im Winde; auch die langen Zipfel des weissen Halstuches. Aus den Rockschößen guckte fast immer das Taschentuch heraus. Meist aber trug er in den Taschen sein Skizzenbuch und ein Konversationsheft nebst dickem Zimmermannsbleistift, dazu wohl auch sein unentbehrliches Hörrohr. Denn ihm war das Schrecklichste geschehen, was einem Musiker widerfahren kann: er hörte längst nichts



Beethovens Geburtsnaus in Bonn.

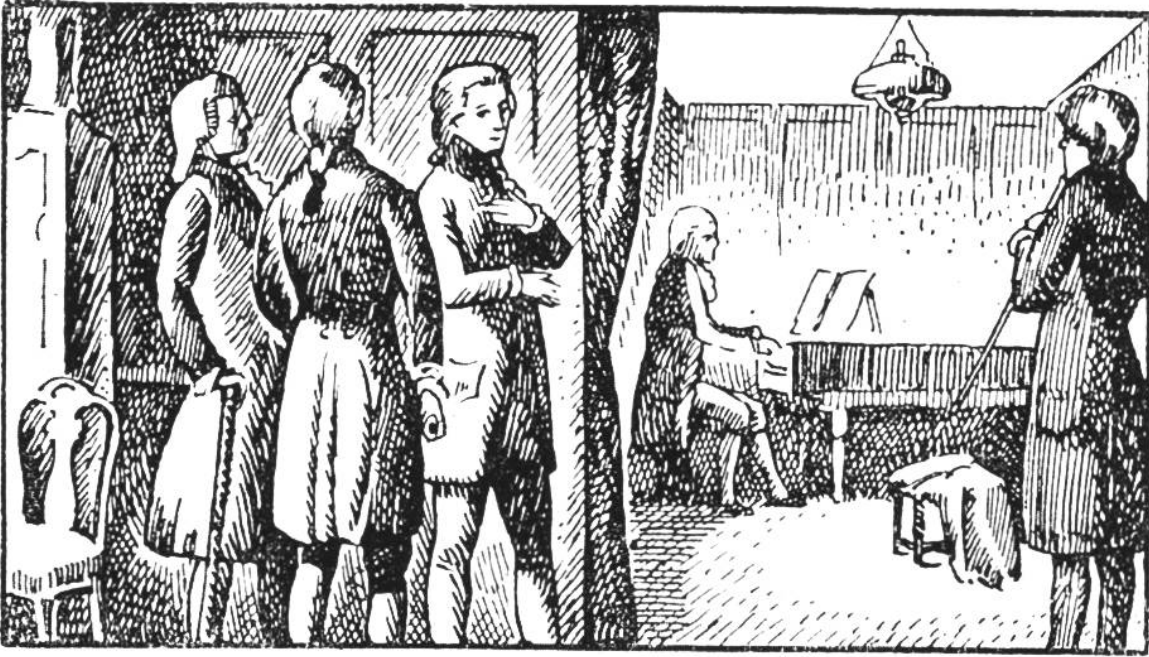
mehr, und wenn er Bekannten begegnete, mussten sie in sein Heft schreiben, was sie ihm etwa zu sagen hatten.

So ging Beethoven eines Tages wieder übers Feld, die Gedanken voll von Musik. Und da er ja nicht hörte, was er tat, so schrie er seine Musik laut über die Wiesen hin und schlug immerwährend mit Fäusten und Armen heftig den Takt dazu. Ein Bauer mit Ochsengepann kam des Wegs dahergefahren. Beethoven achtete nicht darauf und schrie und

fuchtelte weiter mit den Armen. Da wurden sogar die Ochsen scheu und drohten dem Bauern durchzubrennen! Dieser rief dem tauben Meister jedoch nur zu: „A bissl stader“!*)

Denn niemand nahm den berühmten Komponisten ernst. Der Bruder Gutsbesitzer, die Mägde, die Diener, die Landleute — sie alle lachten über den seltsamen Mann mit dem roten, pockennarbigen Gesicht. Sie hielten ihn für verrückt, für einen „narrischen Musikanten“. Ja, sogar in Wien, wo es doch besonders unterm Adel viele musikverständige Leute gab, galt er seit der Aufführung seiner grossen, auf Napoleon komponierten Helden-Symphonie (der dritten) allgemein als „Narr“, weil seine Musik so ganz neu, so wild, so anders war, als man sie damals liebte. Man verlangte (und ist das heute nicht vielfach auch noch der Fall?) — man verlangte leichte, oberflächliche Musik, bei welcher man sich angenehm unterhalten konnte, oder Musik, die sich laut und festlich und grossartig gebärdete. So wussten

*) stiller.



Beethoven spielt Mozart und seinen Gästen vor.

nur wenige Menschen mit Beethovens neuer, tief aus der Not und Qual des Herzens heraufgedrungenen Musik etwas anzufangen. Selbst ein Carl Maria von Weber, der doch die herrliche „Freischütz“-Oper komponiert hat, sagte, nachdem er die so frisch und lustig klingende achte Symphonie von Beethoven gehört hatte: „Beethoven ist nun ganz reif fürs Irrenhaus!“

Was kann es uns da wundern, dass Beethoven immer ärmer und einsamer wurde und oft in bitteren Geldnöten steckte? Zwar hatte der Meister von seiner rheinischen Heimat her, wo fröhliche Menschen leben, viel helle Laune mitgebracht; so konnte er sogar in den letzten Jahren seines Lebens, wo er fast immer kränkelte, mitunter scherzen: „Note hilft nicht aus der Not!“ Aber immer seltener wurden die gutgelaunten Stunden. Denn seine Taubheit und seine ewigen Alltagsorgen, — die machten ihn mürrisch, misstrauisch, ungemütlich. Er konnte in bösen Jähzorn ausbrechen, konnte grob und ungebärdig sein und hatte daneben doch das lauterste, das beste Herz der Welt. Er schenkte wohlthätig, soviel ihm in seiner Armut nur möglich war. Stets versicherte er: „Keiner meiner Freunde soll darben, solange ich etwas habe. Solange ich atme, werde ich allzeit für die leidende Menschheit hilfsbereit



Beethoven komponierend.

sein.“ So komponierte er einst für eine herumziehende Musikantengesellschaft, deren grosse Not ihn dauerte, einen Walzer und schrieb eigenhändig dazu die Stimmen für die Instrumente aus.

Arm aber war Beethoven nicht immer gewesen. In seinen ersten Wienerjahren, 1796 und 1797, erging es ihm recht gut. Der Adel Wiens war sehr musikalisch, der allermusikalischste, den es vielleicht je gegeben; er feierte den glänzenden Klavierspieler Beethoven, und dieser fühlte sich dabei gesund und heiter und wohl. Doch bald begann die Sorge, das immer wachsende Unglück seines Lebens: er merkt, dass sein Gehör schwindet. Seinem Freunde Wegeler schreibt er 1801 darüber: „Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort; ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu, seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil's mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub.“ Wenn er noch einen andern Beruf gehabt hätte! Aber so, als Musiker, dessen Hauptsinn doch das Gehör ist, war es ein schrecklicher Zustand. Dazu die vielen Neider! In spätern Jahren halfen ihm auch alle Hörrohre und Apparate nicht mehr. Seine letzten Werke hat Beethoven nie spielen hören; nur mit dem geistigen Ohre vernahm er seine Musik....

Wie ganz anders war das doch in seiner Jugendzeit gewesen! Sein Vater, Tenorist in der kurfürstlichen Hofkapelle zu Bonn, liebte zwar mehr den Wein als die Kunst. Wenn er aber zuhause sang, war der kleine Ludwig, der am 17. Dezember 1770 getauft worden war, immer in Vaters Nähe und lauschte seinem Gesang. Dann versuchte er, auf dem Klavier die Melodien des Vaters nachzuspielen, und wie geschickt tat er das! Deshalb erteilte ihm der Vater schon früh, schon mit fünf Jahren, Unterricht, zuerst am Klavier, dann im Geigenspiel. Freilich setzte es viel Prügel ab; denn der Vater war jähzornig und ungeduldig. Da aber die Familie bitter arm war und der Vater trank, so musste der kleine Ludwig schon mithelfen, Geld verdienen. Der Vater machte ihn zum Wunderkind. Mit sieben Jahren ging der Knirps bereits auf Kunstreisen, überall mit Begeisterung aufgenommen, und mit 11 Jahren ernannte ihn der Kurfürst Clemens August schon zum festbezahlten „Hoforganisten-Vikar“! Als Knabe von dreizehn Jahren liess er einige selbstkomponierte Klavier-sonaten drucken und widmete sie dem Kurfürsten.

Der Kurfürst, der den jungen Künstler gern hatte und grosse Stücke auf ihm hielt, erfüllte ihm endlich seinen Herzenswunsch, Mozarts Schüler zu werden: 1787 schickte er ihn nach Wien zu Mozart, dem damals grössten Klavierspieler und göttlichen Komponisten....

Als der 16 jährige Beethoven vor Mozart auf dem Flügel eigene Erfindungen improvisierte, da sagte Mozart zu Leuten, die im Nebenzimmer lauschten: „Auf den gebt acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen.“ Beethoven aber hat später vor Fürsten, Königen und Kaisern gespielt, — bis seine Schwerhörigkeit ihm endlich das öffentliche Auftreten verbot; denn er schrie zu seinem Spiel und



Beethoven auf einem Spaziergang.
Skizze von Lyser.



Erste Seite der Sonate Op. 109. Verkleinerte Wiedergabe des Manuskriptes einer Sonate von Beethoven.

schlug, da er sich selber kaum hörte, so gewaltsam auf die Tasten, dass oftmals Saiten zerrissen.

Da widmete er sich nur noch dem Komponieren. Und er hat ein riesiges Lebenswerk hinterlassen: neun Symphonien, die mächtige Missa solemnis („feierliche Messe“) für Chor und Orchester, Klavierkonzerte, einige Dutzend Klaviersonaten, Streichquartette, Quintette und Trios, die Oper „Fidelio“, Violinsonaten, das wundervolle Violinkonzert, Lieder und Chorkantaten, Ouvertüren, Phantasien usw. usw. Die meisten Werke wurden zuerst in Wien, wo Beethoven lebte, aufgeführt, hatten aber, wie schon erwähnt, nur wenig Erfolg, weil man sie noch nicht verstand und weil Beethoven, dem die Musik und das Komponieren als etwas Heiliges, als ein Geschenk Gottes galt, eben nur das höchste und innerste Empfinden in der Musik ausdrückte.

So kam es denn, dass er gegen Ende seines Lebens fast vergessen war. Die fröhlichen, lebenslustigen Wiener



Schattenriss des Knaben Beethoven.
Nach d. Lithographie in d. Biographischen Notizen von Wegler & Ries.

und so wusste er, dass er nicht verlassen war. Am Schlusse des Manuskriptes zu seiner feierlichen Messe fügte er die Bitte an Gott hinzu: „Schone den Sünder!“ So war Beethoven, wie fast jeder wirklich grosse Mann, trotz seinem sehr empfindlichen Stolz, im Herzen doch demütig und fromm; er



Jugendbildnis von Beethoven 1801,
von Riedel & Lips 1801.

wandten sich von dem immer merkwürdiger, immer unverständlicher werdenden Meister ab und kehrten sich der angenehmer und leichter klingenden, sinnfälligeren Musik des Italieners Rossini zu. Und damals schuf Beethoven seine wunderbarsten Werke: die Missa solemnis und die Neunte Symphonie! Beethoven aber liess sich kaum ernstlich verbittern; denn er fühlte sich eins mit der Natur und ihrem Schöpfer, mit Gott,

und so wusste er, dass er nicht verlassen war. Am Schlusse des Manuskriptes zu seiner feierlichen Messe fügte er die Bitte an Gott hinzu: „Schone den Sünder!“ So war Beethoven, wie fast jeder wirklich grosse Mann, trotz seinem sehr empfindlichen Stolz, im Herzen doch demütig und fromm; er wusste, dass er seine Musik bekommen hatte, um Gott zu verherrlichen.

Einsam, unter fürchterlichen Qualen starb der Meister am Abend des 26. März 1827. Ein Wintergewitter mit Schneesturm umtobte das Sterbehaus, als wollte es Beethoven daran erinnern, dass er sich oft den „Generalissimus in Donner und Blitz“ genannt. Als ein Blitzstrahl das Gemach durchflamnte und der Donner das Haus erbeben machte, ballte Beethoven zum letzten Male die Faust, streckte



Beethoven im Jahre 1814.

dem Lichte den Arm entgegen und verschied. . .

Nun erst erwachte die Stadt Wien und besann sich auf den unsterblichen Meister, den sie zwar einst zu ihrem Ehrenbürger erhoben, den sie jetzt aber so gleichgültig hatte sterben lassen. Am Nachmittage des Leichenbegängnisses fiel der Schulunterricht aus; Tausende folgten dem Sarge. Italienische Sänger sangen ihm das Bahr-Lied; mit englischem Geld ward er be-

graben. . . Die Wiener aber und die übrige Welt erkannten erst spät, erst viel später die wahre, unvergängliche Grösse

des Meisters. An seinem 150. Geburtstage, 16. Dezember 1920, wird die ganze Welt das Andenken des Komponisten Beethoven feiern, der auch ein goldedechter Mensch gewesen war und stets nach seinem eigenen Vers gelebt hatte: „Wohltun, wo man kann, Freiheit über alles lieben, Wahrheit nie, auch sogar am Throne nicht verleugnen.“



Beethoven nach der Büste von Klein.